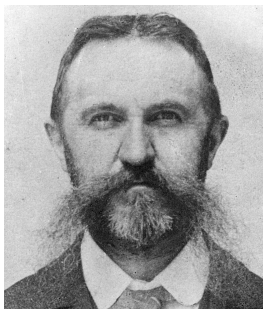


JOSEF KARÁSEK (Hrsg.)

Aus Wien über Wien

Erstdr. 1894

(Auszug)



JOSEF KARÁSEK

Geb. 1868 in Miletin bei Hořitz, gest. 1916 in Wien

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Jitschin studierte Karásek an der Wiener Universität Slawistik und engagierte sich im Vereinsleben der Wiener Tschechen. 1889 schrieb er sich als Mitglied des „Akademický spolek“ ein, 1891 war er Vorsitzender des Vereins. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Hauslehrer in verschiedenen Adelsfamilien, u. a. bei Harrach, Windischgrätz, Thun-Hohenstein. Im Jahre 1894 arbeitete er als Journalist bei der „Wiener Zeitung“, 1895 in der Bibliothek des Innenministeriums. 1896 trat er in Prag eine Stelle als Feuilletonredakteur der „Pražské noviny“ (Prager Zeitung) an. Nachdem er 1897 an Tuberkulose erkrankt war, übersiedelte er zwei Jahre später endgültig nach Wien, wo seine Frau Lehrerin war. Er veröffentlichte in wissenschaftlichen Periodika slawistische Studien, verfaßte wertvolle Artikel über die Wiener Tschechen und hatte auch die Herausgabe des „Sborník Čechů dolnorakouských“ (Almanach der niederösterreichischen Tschechen), Wien 1895, initiiert. Allgemeiner Wertschätzung erfreute sich die in Hinblick auf den seinerzeitigen Wissensstand wertvolle „Slavische Literaturgeschichte 1, 2“ (Leipzig 1906), in welcher er einen vergleichenden Überblick über die slawischen Literaturen mit Ausnahme der russischen darbot. Die Edition des schmalen Sammelbandes „Z Vídne o Vídni“ (Aus Wien über Wien) mit schon früher abgedruckten Zeitungsartikeln geht auf ein Vorhaben des „Akademický spolek“ zurück, die Anfänge des Gesellschaftslebens der Tschechoslawen in Wien zu dokumentieren.

DIE SLAWEN IN WIEN

Präsentiert von Fr. Slanovodský

Opavský besedník, Nr. 20, 12. Juli 1861

Wer diese Slawen sind? Na, ihr seid das, und ich bin einer, und überhaupt alle Leute, die so eine Sprache haben, daß wir sie ganz oder wenigstens teilweise verstehen; und das sind: Böhmen, Mährer, Schlesier, Slowaken, Polen, Russen, Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen. Und von allen davon gibt es etliche in Wien, aber am meisten sind Tschechoslawen da, das heißt solche Slawen, die aus Böhmen, Mähren, Schlesien und aus der Slowakei stammen, weshalb ich von ihnen am meisten berichten werde, um so mehr, weil ich selbst nichts anderes bin als ein Tschechoslawe.

Meine Mutter war einst als kleines Mädchen auch in Wien gewesen, um deutsch zu lernen; sie erzählte mir, daß hier damals niemand mährisch gesprochen habe außer den Mägden, die noch nicht Deutsch konnten, weil sie gerade aus Böhmen oder Mähren eingetroffen waren. Mir wiederum war, als ich mich nach Wien begab, das Deutsche viel geläufiger als Mährisch, und jetzt – da vergesse ich es langsam wieder, weil es mir selten passiert, daß ich deutsch reden müßte; in jedem Wirtshaus, in jedem Kaffeehaus, ja, in jedem letzten Winkel in Wien werden Sie hören, wie mährisch gesprochen wird. Und es hätten sich in Wien vor dreißig oder vierzig Jahren keine anderen Tschechoslawen außer Dienstmägde aufgehalten? O, es waren schon damals mehr als vierzigtausend hier, aber keiner traute sich mährisch zu reden, weil das für ordinär gehalten wurde. Heutzutage hört man jedoch sogar Grafen und Barone mährisch parlieren, ja selbst in der Familie des Kaisers wird böhmisch oder mährisch gesprochen. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, und werde Euch erzählen, wie sich das abgespielt hat: An der Donau gleich bei Wien liegt ein großer Wald, der aber eher einem Obstgarten ähnelt, weil es in ihm kein Strauchwerk gibt, sondern nur Bäume und Gras; dieser Wald heißt Prater, und die Wiener besuchen ihn immer am späten Nachmittag zu einem

Spaziergang. Manchmal fährt auch der Kaiser hin, und die Kinder des Kaisers sind fast jeden Tag dort. Neulich führte das kaiserliche Kindermädchen die Prinzessin Gisela und den Prinzen Rudolf an der Hand, und ich ging gerade hinter ihnen. Da schwatzt der kleine Rudolf: „Ale je to bláto, pravda, Giselo?“, also: „Hier ist es aber kotig, gelt Gisela?“ Und sie gab zur Antwort: „At' si je, však zítra zas nebude.“ – „Macht nichts, morgen wird der Morast wieder weg sein.“ Ob sie sich dann weiter unterhielten, weiß ich nicht, weil mir ein Bekannter in den Weg trat, aber ich dachte mir: „Wenn sich nicht einmal die kaiserliche Familie schämt, öffentlich böhmisch zu reden, dann weiß ich wahrlich nicht, wer sich sonst noch dafür schämen dürfte!“

Keiner soll sich einbilden, daß er in Wien ohne Deutsch nicht durchkommt; in jedem Stand, vom höchsten bis zum niedersten, findet hier ein Mährer Landsleute in Hülle und Fülle. Sogar unter den Ministern finden sich Tschechen, und bei der übrigen höheren und niedrigeren Beamtschaft gibt es mehr als genug von ihnen. Beim Militär dient eine große Zahl Tschechoslawen, und besonders bei der Militärmusik sind lauter Böhmen.

So verhält es sich auch in den großen kaiserlichen und in den Vorstadttheatern; einmal verschlug es mich zufällig ins kaiserliche Theater, als gerade nicht gespielt wurde, und ich ging zu der Stelle, wo die Musiker zu sitzen pflegen. Jeder hat einen Ständer, auf den er seine Noten legt, und auf jedem Ständer steht der Name des Musikers; da sah ich: Mikulka, Střeček, Kořínek, Nejezchleba usw., fast nur tschechoslawische Namen. Die besten und berühmtesten Theaterschauspieler und vor allem Sänger sind Slawen, z. B. Ander, Walter, Olšbauer, Levinský, Svoboda, Röhring und andere. Kaufleute, Handwerker, Wirte, Studenten und überhaupt Menschen aller Art bekennen sich zum tschechischen Volk; damit sie nicht kunterbunt in alle Richtungen verstreut wären, ohne etwas voneinander zu wissen, haben sie sich bestimmte Lokalitäten geschaffen und bestimmte Gelegenheiten organisiert, wo sie einander treffen und sich gemeinschaftlich bei patriotischen Gesprächen, mit Gesang oder mit der Lektüre tschechoslawischer Zeitungen unterhalten und ergötzen. Von diesen Dingen werde ich in der Folge in einigen Artikeln berichten.

I. DIE KAFFEEHÄUSER

Opavský besedník, Nr. 23, vom 2. August 1861

Daß es irgendwelche Lokale gibt, wo ein gebildeter Mensch verschiedene Zeitungen lesen kann, ist in Städten eine Notwendigkeit; ein oder zwei Zeitungen hat meistens jeder daheim, aber das sind gewöhnlich solche, die ihm gefallen, und das reicht nicht – er möchte auch wissen, was in denen steht, die ihm nicht gefallen; und das gilt nur von den sogenannten politischen Zeitungen, solchen nämlich, in denen steht, was sich in der Welt tut, wo irgendein Krieg geführt wird und was die Monarchen untereinander aushandeln und beschließen.

Wir haben aber auch lehrreiche Zeitungen und Zeitungen zur Zerstreung des Gemüts und zur Bildung und Veredelung des Geistes, und zwar nicht zwei oder drei, sondern zwanzigerlei, dreißigerlei, die alle in tschechoslawischer Sprache abgefaßt sind; stimmt's, Sie sind froh, wenn Sie die 63 Kreuzer im Vierteljahr für den „Opavský besedník“ zusammenbekommen, und was wäre erst, wenn Sie noch zehn oder mehr Zeitschriften beziehen sollten, da würden Sie sich bedanken; Sie würden sagen: Um Christi Willen!, mein ganzer Hof wirft nicht soviel ab!, und was sollte ich mit ihnen tun, wenn ich alles gelesen habe?, soll meine Frau vielleicht die Quargel damit einwickeln? – meiner Treu, das wäre eine teure Verpackung!

Na, sehen Sie, das sagen sich die Herren in der Stadt auch, und die hätten vielleicht genug Geld dafür, trotzdem sind andere Dinge noch nützlicher, denen sie sich zuwenden können. Damit also nicht jeder alle Zeitungen, die er gerne lesen würde, selber kaufen muß, ist irgend jemand auf die Idee gekommen, ein Kaffeehaus zu gründen, nämlich ein solches Lokal, wo man alle Zeitungen lesen kann, – aber nicht umsonst, versteht sich; wenn Sie lesen möchten, müssen Sie sich einen Kaffee eingießen lassen, den dieser Herr allerdings dreimal so teuer verkauft, als er ihn selbst kostet, damit er darum diese Zeitungen kaufen kann. Sie würden manchmal lieber keinen Kaffee trinken, aber was nützt es, – Sie müssen, auch vom Herrgott können Sie da keine Hilfe erwarten, wenn Sie die Zeitungen lesen wollen. Solche Kaffeehäuser sind auch dazu gut, daß sich dort regelmäßig Bekannte und Freunde treffen können, die sonst kaum zusammenkommen würden, daß sie dort einander erzählen können, was wer von den gegenwärtigen Ereignissen in der Welt

hält, ob in Ungarn schon endlich einmal Ruhe sein wird, und wieviel eine Butte Kartoffeln oder, wie man auch sagt, Erdäpfel kostet, daß man sich beieinander beschweren oder was Neues explizieren, sich gemeinsam zu ersprießlichen patriotischen Aktionen verabreden usw., kurz, daß man ein bißchen miteinander tratschen kann; denn auch die Herren haben ihren Klatsch, nur daß sie ihn nicht bei weißem Kaffee, sondern bei schwarzem zelebrieren, und deshalb ist ihr Klatsch auch ein bißchen schwärzer als jener der Frauen.

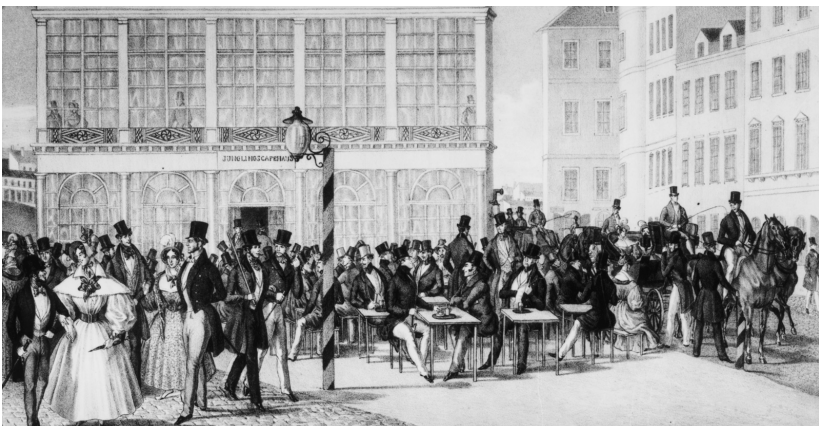
Besonders notwendig ist so ein Kaffeehaus in Wien, damit die Slawen nicht so verstreut blieben; zu diesem Zweck haben wir das Café Bauer in der Inneren Stadt, in der sogenannten Singerstraße (Ecke Churhausgasse, wo sich heute Mayers katholische Buchhandlung befindet). Über der Tür finden Sie neben dem Namen „Café“ auch „Kavárna“ geschrieben; Sie treten also ein und rufen in Ihrer slawischen Einfalt dem Bediener mährisch zu, er möge Ihnen einen schwarzen Kaffee servieren; da haben Sie sich was Schönes eingebrockt! Er reißt das Maul auf wie ein zweijähriger Karpfen, starrt Sie an und sagt nach einer Weile: „*fršté nicht bémis*“, und erst jetzt haben Sie das Vergnügen, Ihre Bestellung in melodischem Deutsch aufzugeben.

Wenn Sie sich ein bißchen nach Zeitungen umsehen, dann werden Sie hier, und das ist die Wahrheit, dafür, was Sie ihrer Zunge durch Verwendung des Deutschen angetan haben, durch die Zeitschriften wieder entschädigt; außer 36 oder 38 böhmischen, mährischen und slowakischen Journalen, darunter auch unseren lieben „Besedník“, finden Sie hier auch noch den polnischen „Czas“, das rusinische „Slovo“, den kroatischen „Pozor“, die slowenischen „Novice“, ja sogar zwei sorbische aus Bautzen in Sachsen. Wenn Sie alle lesen wollten, würden Sie sich die Augen aus dem Kopf schauen, und Sie dürften den ganzen Tag nicht hinausgehen; aber was würde Ihnen das bringen?, kommen Sie lieber mit mir, ich zeige Ihnen noch ein slawisches Kaffeehaus, und das befindet sich in einem anderen Stadtteil (in der Tuchlauben, neben Molls Apotheke) und heißt „Beim Brandstetter“. Dort versammeln sich eher die älteren Herren, die schon einige Jahre in Wien wohnen; unsere böhmischen und mährischen Abgeordneten gehen aber trotzdem lieber in das vorher beschriebene mitten unter die jungen, lustigen, ausgelassenen Studenten, von denen dieses Kaffeehaus fast ausschließlich besucht wird. Außer diesen beiden gibt es noch ein polnisches



„Die Zeitungsliebhabelei“, Stich von Andreas Geiger nach einer Zeichnung von Johann Christian Schöller (1837)

Jünglings Kaffeehaus in der Leopoldstadt



und ein serbisches Café, und in jedem größeren Kaffeehaus liegen die „Národní listy“ und der „Čas“, und den tschechischen „Lumír“ werden Sie auch im allerkleinsten Café finden; beim nächsten Mal werde ich Ihnen eines dieser kleinen Kaffeehäuser, in denen die meisten Tschechoslawen verkehren, eingehend beschreiben.

Opavský besedník, Nr. 24, vom 9. August 1861

Heute führe ich Sie in ein kleines Kaffeehaus, das sich nahe den Wiener Hochschulen befindet (das Café Schmaus-Waberl in der Bäckerstraße I. neben der alten Universität). Die grünen Fensterläden lächeln uns schon von weitem entgegen, und beim Nähertreten erblicken wir das in Messinglettern gesetzte Wort „káva“ – also „Kaffee“ – an den Fenstern. Die Tür steht im Sommer den ganzen Tag offen, daher können Sie leicht einen Blick ins Innere tun; es ist ein großes Zimmer, voller Tische und Sessel, und jeder Sessel hat sechs Beine, nämlich vier eigene, und zwei gehören dem, der auf ihm sitzt. Das habe ich deswegen erwähnt, damit keiner denkt, daß irgendein Stuhl leer wäre – keine Spur! Sie können von mir aus den ganzen Tag dort stehen und werden bemerken, daß, sobald sich jemand erhebt, sofort wieder ein anderer an seinem Platz sitzt; statt menschlicher Köpfe werden Sie dort aber lauter bedruckter Papierseiten ansichtig, die hochgehoben und losgelassen, auf den Tisch gelegt werden, sich über den Köpfen bewegen und überhaupt auf verschiedene Art von Platz zu Platz wechseln, wobei sie die ganze Brust (den vom Kopf bis über den Bauch reichenden Teil des menschlichen Körpers) jener Herren und Damen verhüllen, die ihre Nasen in sie stecken. – Sie werden sofort erraten, daß es Zeitungsleser sind. Sie wundern sich vielleicht, wie Menschen, wenn sie nicht zufällig Katzenaugen haben, bei so dunklem Licht lesen können? Ja, ich glaube, daß Sie dieses dunkle Licht genau so gut als helle Dunkelheit bezeichnen könnten, ohne ihm damit Unrecht zu tun; es ist hier fast so hell wie in einer Kirche bei der Rorate. Aber keine Angst vor dieser Dunkelheit! Ich garantiere Ihnen, daß es dort nicht spukt; schon sind wir drinnen, und weil wir nicht gleich einen Platz bekommen, sehen wir uns ein bißchen in dieser Stube um. Dort im finstersten Winkel sitzen ein paar Studenten um einen länglichen Tisch herum; einer liest die „Národní listy“, ein anderer den „Lumír“, der dritte die Olmützer „Hvězda“;

zwei lesen irgendwelche deutsche Zeitungen und einer streitet eben mit der Serviererin, warum sie ihm nicht die „Humoristické listy“ bringt, weil er gerne ein wenig lachen würde. Da haut einer von denen, die eine deutsche Zeitschrift lesen, mit der Faust auf den Tisch, daß alle Gläser zu klirren anfangen; er hat nämlich in einer deutschen Zeitung, welche die „Presse“ heißt, einen beleidigenden Schmähbrief gegen die Böhmen gelesen, und wenn er auch selbst vielleicht ein Mährer ist, hat ihn das trotzdem unendlich erbittert, weil er weiß, daß Böhme und Mährer ein und dasselbe sind.

Die anderen fragen ihn, worum es geht, und daraus entspinnt sich ein sehr lebhaftes Gespräch, in dem den Deutschen nicht allzu hübsche Namen zuteil werden, ja wir hören dort sogar etwas von Lotterbuben, Halunken, Bestien murmeln und andere respektable Bezeichnungen dieser Sorte. Ein Glück, daß jener Maler mit den langen Haaren, dem dicht bewachsenen Kinn und den klaren schwarzen Augen, der ein Stückchen weiter an einem anderen Tisch sitzt und eben seinen tagtäglichen Kaffee zu sich nimmt, nichts davon versteht. Sie werden ihn dort jeden Tag mindestens vier Stunden am gleichen Tisch sitzen sehen; viele wundern sich über ihn, wo er noch die Zeit zum Malen findet, um davon leben zu können. Er scheint kein Freund von weltlicher Eitelkeit zu sein; wenigstens geht er Sommer wie Winter in einem abgetragenen braunen Rock und mit einem schmutzigen Hut, dem jemand, der ein scharfes Auge hat, noch anmerken könnte, daß er einst von weißer Farbe war. Es ist ein Deutscher, und wenn er seinen Kaffee getrunken hat, nimmt er eine deutsche Zeitung in die Hand, in der er nur die wichtigen Dinge liest und den Rest flüchtig überfliegt. Danach läßt er sich gewöhnlich in ein Gespräch mit seinen Nachbarn ein, egal, wer immer das sein mag, und widerspricht einem jeden, weil er immer die Oberhand haben will; wenn jemand für den katholischen Glauben eintritt, beginnt er diesem alle möglichen Fehler vorzuwerfen, und wenn Sie ihm sagen, daß Sie ein Atheist sind, wird er Ihnen ganz klar und deutlich beweisen, daß Sie sich irren, und daß nur der katholische Glaube alleinseligmachend ist.

Sein Nachbar zur rechten Seite, dick, als wäre er von einer Türkin gemästet, erzählt gerade, daß er, wäre er der Kaiser, hurtig in die Ungarn dreinhauen und einige Hundert von ihnen köpfen lassen würde; „... na, da würden Sie einen klugen Streich tun“, sagt

der Maler, „damit würden Sie alles verderben!“ Kurz darauf bemerkt dort einer: „Diese Ungarn sind aber schon ein edles Volk; wie tapfer sie die von ihren Vätern ererbten Rechte zu verteidigen wissen.“ Dem Herrn Maler läßt es keine Ruhe, er muß sich dagegen zu Wort melden: „Geh'n Sie mir doch mit diesem Edelmut“, sagt er, „die führen uns noch alle ins Verderben; wenn ich der Kaiser wäre, würde ich mich ihnen nicht gar so anbiedern, sondern sie lieber verprügeln lassen wie Hunde.“

Ein anderer täglich wiederkehrender Gast sitzt gleich in der Nähe der Tür unter einem Spiegel; es ist ein Mann, der zweifellos schon den Sechziger auf dem Buckel hat, von seinem Handwerk her ein Schreiner oder Tischler, aber nicht, daß Sie meinen, ein Meister; keineswegs – er ist immer noch Geselle. Ich denke, er hatte kein Geld, um sich seine eigene Werkstatt einzurichten, und eine reiche Braut wollte ihm auch nicht an den Fingern kleben bleiben, obwohl das ziemlich leicht gegangen wäre, weil er die Finger immer voller Leim hat. Ich würde nicht meine Seele darauf schwören, daß er einmal ein hübscher junger Bursche war, weil ich ihn damals noch nicht gekannt habe, und das aus dem höchst billigen Grund, daß meine Mutter zu jener Zeit gerade in ihrer ersten Fibel *a e i o u y* zu lernen begonnen hatte; heute werden Sie an ihm nur zwei Besonderheiten entdecken: die mageren eingefallenen Wangen und eine schmutzige Mütze, die mindestens die Großmutter dieses Hutes sein könnte, mit dem der oben erwähnte Maler schon seit undenklichen Jahren seinen Verstand bedeckt. Wenn Sie wollen, hören Sie ein wenig zu, was der Herr Tischler jener alten Frau erzählt, die neben ihm sitzt und sehr aufmerksam ihren Kaffee trinkt, von seiner Rede aber absolut nichts wahrnimmt, weil sie taub ist; ich möchte darauf wetten, daß Sie kein Wort davon verstehen würden, selbst wenn Sie deutsch reden könnten wie ein Buch; er schwatzt nämlich in einem so klaren, reinen wienerischen Kauderwelsch, daß selbst ich seinen Ausführungen mit knapper Not entnehmen kann, daß er irgendwo irgendeinen stattlich bekleideten Kavalier heruntergemacht und beschimpft hat, was, nebenbei gesagt, seine Lieblingsunterhaltung ist. Ich muß Ihnen noch berichten, daß man ihn hier dreimal pro Tag sehen kann: morgens trinkt er einen Kaffee, mittags trinkt er zwei Gläschen Kaffee und abends wiederum ein Gläschen; angeblich geht er nirgendwohin anders zum Mittagessen hin, ja, es scheint, als hätte er eine Art jüdischen Magen, so wie die Juden nämlich vierzig Jahre nur von Manna

lebten, tut er es auch schon fast ebenso lange nur von Kaffee. – Gerade brechen zwei Herren auf, beeilen wir uns denn, uns auf ihre Plätze zu setzen. Sofort kommt das Mädchen zu uns und fragt, was wir möchten; wir lassen uns einen schlesischen Dalken bringen. Sie haben dort jede Art Backwerk in großer Menge, Powidel-, Topfen-, Mohn- und Kirschdalken, aber die größte Nachfrage besteht nach den schlesischen, die mit Zucker und Rosinen zubereitet sind. Auch verschiedene Torten und andere leichte Zuckerwaren kann man hier bekommen, und als Getränke erhält man weißen und schwarzen Kaffee, Schokolade, Tee, süße Milch, Sauermilch, Punsch und sehr gutes Wasser, von dem Sie meinetwegen fünf Maß trinken können. Die gesamte Bedienung ist hier weiblich; vier Mädchen, die aus besseren Häusern stammen, tragen Speisen und Getränke aus, zwei Mädchen verkürzen sich damit die Zeit, daß sie ununterbrochen Gläser mit frischem Wasser auf die Tische stellen und die leeren einsammeln, und drei arbeiten hinter einer speziellen Abschirmung, wobei die eine das Geschirr wäscht, die zweite den Kaffee und andere Getränke eingießt und die dritte den Kuchen schneidet und Butter aufs Brot streicht.

Alle sind Böhminnen oder Mährerinnen oder können, wenn sie Deutsche sind, wenigstens Tschechisch; und daher strömt hier alles her, was tschechoslawisch ist und im Kaffeehaus den Kaffee nicht doppelt so teuer zahlen kann oder will.

Es gibt hier allerdings nicht so eine große Zahl tschechischer Journale wie im slawischen Café, aber es sind wenigstens die drei wichtigsten da, und das ist zum größeren Teil für denjenigen, der keine Zeit hat, alle zu lesen, ausreichend. – Ich denke, Sie haben schon genug von diesem Herumlaufen in den Kaffeehäusern, weswegen ich Sie nun in ein tschechisches Wirtshaus führen werde.

Wie sich die Zeiten ändern! Heute haben wir in Wien über vierzig tschechische Vereine – „des Guten zuviel“ – ja, wir können schon rein tschechische Gasthäuser und Cafés besuchen! Erinnern wir uns an die zwei „Protiwiner“, an Frau Richter und an das unterhalb der „Slovanská Beseda“ in der Wallnerstraße, an den Panc-Wirt in Währing, den Drchovský in Hernals, Chmelařs Pilsener und Klímas Wittingauer Wirtshaus im X. Bezirk, an die Weinstube Jáchymov in Ottakring, den „Oberkogler“ Am Hof, ans Kaffeehaus des Herrn Müllner, des Herrn Brož etc. Ich werde nicht alle diese Lokale,

besonders die im X. Bezirk, nennen, weil ich dann Gefahr laufen würde, daß ich selbst nirgends mehr hingehen dürfte, um nicht vielleicht etwas über den Herrn Besitzer oder die P. T. Gäste auszuposaunen. Wundern Sie sich nur nicht, jeder von uns ist sich selbst der nächste; auch ich trinke am liebsten in aller Stille vor mich hin; Zeitungen kann ich schon einige Zeit nicht mehr lesen, weil sie mir als frischgebackenem Journalisten beim Hals heraushängen. Daher werde ich Sie weder in den Prater führen, wo die tschechische Gesellschaft im Sommer bei Herrn Myslivec eine angenehme Zufluchtsstätte hatte, noch in das prachtvolle „Central“, wo sich die tschechische Intelligenz trifft, sondern ich werde in der Nähe jener Gegend bleiben, die unser wohlgemuter, volkstümlicher Referent erwähnte, als er von „einem kleinen Café neben den Wiener Hochschulen“ schrieb.

In der Inneren Stadt, in der Bäckerstraße, wohin sich viele von Euch nur selten verirren, gibt es zwei kleine Kaffeehäuser, deren Besucher sich größtenteils aus Böhmen rekrutieren. Das eine (Nr. 26), von Herrn Klimesch (einem Böhmen), befindet sich neben der „Wiener Zeitung“ gegenüber der herrlichen Jesuitenkirche, das andere, ein wenig weiter, Nr. 22, ist dasselbe, über das unser Slanovodský geschrieben hat. Über das erste möchte ich mich schon deswegen nicht äußern, weil ich dort fast täglich Gast bin und deswegen nicht indiskret sein mag; ich werde Euch, liebe Leser, ins zweite, besonders älteren Herren bekannte kleine Café mit dem Namen „Café Schmaus-Waberl“ führen. So verkündet es ganz deutlich eine Aufschrift auf einer Tafel, und so ist das Kaffeehaus auch allgemein bekannt. Kommen Sie mit mir, und fürchten Sie sich nicht, daß Sie für mich bezahlen müssen. „Schale 6 kr., Glas 8 kr.“ steht da. Wenn Sie möchten, können Sie auch etwas anderes bekommen, etwa Limonade oder Sodawasser, Gefrorenes und auch „Himbeer“. Auf der anderen Seite werden Sie informiert, daß das Kaffeehaus sich eines ehrwürdigen Alters erfreut. Sie lesen: „*Caffeehaus Schmaus-Waberl, gegründet 1747*“.

Ich will zwar nicht sagen, daß Sie sich vielleicht den Kaffee gut schmecken lassen könnten, aber wenn Sie ein Leser tschechischer Journale sind, dann treiben Sie hier bestimmt welche auf. Im Zeitungsverzeichnis an der Tür finden Sie auch „*böhmische Blätter*“, freilich in einer solchen Orthographie geschrieben, daß der Herr Schreiber sämtliche Längenzeichen und Háčeks für gänzlich überflüssig hielt. Es gibt hier: „*Národní listy*“, „*Hlas Národa*“, „*Li-*

dové noviny“, „Paleček“, „Humoristické listy“, „Šípy“, „Moravská Orlice“, obwohl nicht alle im Verzeichnis vermerkt sind. Ins Lokal führt eine hohe Tür, und an der Seite sind zwei Fenster, die genauso hoch wie die Tür und von außen mit starken Fensterläden ausgestattet sind. Die ehemalige Aufschrift „káva“ findet man heute nicht mehr. Also treten wir ein; der Raum ist ziemlich groß, viereckig, einst ausgeweißt, oder vielleicht -gemalt, heute ganz rußig. Im ersten Moment wird einem fast schwarz vor den Augen, was angeblich der Lichtmangel bewirkt und einem auch der Ausspruch irgendeines Landsmannes bestätigt, der sich ohne die geringste Rücksicht auf tschechisch Luft macht: „Sakra, když sem někdo přijde, je dočista slepej“ – „Sakra!, wer da hereinkommt, ist ja wie ein Blinder“ – genauso wie in unserer Beschreibung aus dem Jahre 1861. Aber die verfluchte Finsternis dauert nicht lange, und bald kann man sich umsehen.

Als Folge einer kastenartigen Lichteinteilung zieht jener Teil der Republik, der Zeitung liest, nach vorne zu den Fenstern, die Liebhaber des Kartenspiels drängen sich nach hinten an die runden, zahlreich besetzten Tischchen; auch hier sind es die aus der Heimat bekannten internationalen Vögel, die sogenannten „Kiebitze“, die den fröhlichen Kartenbrüdern ins Spiel schauen. Neben ihnen sitzen schweigsam die Verehrer des Schachs.

Sehen wir uns im Raum um! Das Lokal ist gewölbt, hat drei Bögen und mächtige, riesige, festungsartig gebaute Mauern. In der Mitte stehen runde Tischchen mit einst vielleicht weißen, nun gelb gewordenen Marmorplatten; aber kein Wunder! Rund um den ganzen Raum führt eine durchgehende Holzbank, vor der schmale, längliche Tischchen mit einem Bein aufgestellt sind, immer für zwei Personen; vielleicht auch für vier Leute, die müßten dann aber „guten Willens“ sein, um sich an einem Tischchen zusammenzupressen. Hinten links befindet sich eine Kredenz und hinter ihr die Küche, wo Kaffee und Tee fabriziert und die Leckerbissen für die Gäste aufbewahrt werden. In der Mitte der Hinterwand ist eine Tür durchgebrochen, durch die man in einen weiteren Raum geht, der speziell für die Spieler bestimmt ist. In der rechten Ecke, in geheimnisvoller Dämmerung, steht eine Büste des menschenfreundlichen Kaisers Joseph II., der jenes Lokal auch am „16. November d. J. 1759“ besucht hatte und hier Gast gewesen war. Die Besitzer des Kaffeehauses sind auf diesen hohen Besuch immer zu Recht stolz gewesen; außerdem hatte dieses Café früher das Privileg, daß dort

die Reste von der kaiserlichen Tafel verkauft wurden, eine wahre Delikatesse für den Besucher. Solange die Universität in der Nähe war, war das kleine Kaffeehaus zahlreich besucht; an erster Stelle von der Studentenschaft, und das vor allem der böhmischen. Heute hat die Zahl der Gäste zwar abgenommen, aber ihre Nationalität ist zum Großteil die gleiche geblieben. Dort aus der Ecke hört man gerade: „Zab to, jak se to patří!“ – „Stich, wie es sich gehört!“, was die übrige Gesellschaft lautstark auf tschechisch begleitet. An einem anderen Tisch sitzt eine interessante Runde: Tschechen und Deutsche; sie sprechen halb tschechisch, halb deutsch. Ein Deutscher findet besonderen Gefallen an dem typisch tschechischen „Satraceny pan X.“ – „Verdammter Herr Urian.“ Worauf der angegriffene Böhme antwortet: „Ich bin am Geben; schreib’ dort einen Einser auf, schreib’ und zank’ nicht mit mir herum!“ Die Besucher zählen zum einfachen Volk; auf dem Gesicht von so manchem siehst du die Zeichen der Arbeit und vielleicht des Leidens; jener junge Mann, der ins Leere schaut, über etwas brütet – sein Augenausdruck zeugt davon. Gerade ist ein armer Teufel mit einem Bein hereingehumpelt; so mancher bringt hier zu Mittag rasch sein Essen hinter sich. Früh am Nachmittag wird hier Licht gemacht; warum, ist begreiflich.

Fast haben wir vor lauter Umhergucken auf den Kaffee vergessen; also trinken wir, denn wir wissen nicht, wovon wir dick werden könnten. Wir lesen auch noch irgendein tschechisches Blatt, das wir uns selbst holen.

Wir zahlen bei einer Kellnerin, von der wir auch etwas über ihre Magenkrankheit erfahren, und machen uns nun weiter auf den Weg durch die tschechischen Wirtshäuser, durch die uns wieder Herr Slanovodský führen wird.

*

Der vorangegangene kleine Artikel war Ende Oktober geschrieben worden; ungefähr am 7. November fanden wir das Schmaus geschlossen vor, weil seine bisherige Besitzerin übersiedelt war. Viele hiesige Blätter brachten schon einen Nekrolog auf das Schmaus; der bekannte Schriftsteller Herr J. Löwy gedachte am 15. November der schmucken Poldi aus dem Schmaus und ihrer unglücklichen Liebe, und unlängst hat sich ein Herr Kuffner in den „Národní listy“ über dieses kleine Café verbreitet. Aber das Schmaus hat ein zähes Leben; alles repariert, ausgemalt, runde Tische herbeige-

schafft, und in die Mitte einen neuen, mit schönem grünen Tuch bespannten Billardtisch gestellt – so was hat das Schmaus noch nicht erlebt! So gehört also meine Beschreibung dieses Kaffeehauses schon zu den „historischen Versuchen“. Herr Jul. Löwy erwähnt das „Schmaus-Waberl“ in seinen historischen Wiener Romanen sehr oft.

II. EIN BÖHMISCHES GASTHAUS

Opavský besedník, Nr. 25, vom 16. August 1861

In der Vorstadt Mariahilf befindet sich in einer Seitengasse (in der Windmühlgasse) das Gasthaus „Zum goldenen Kränzchen“, das nur von tschechischen Gästen besucht zu werden pflegt. An Wochentagen kommen dort gesetztere Herren, Geschäftsleute und Meister, hin, am Sonntag halten sich hingegen fast nur jüngere Handwerker dort auf, und die wollen wir uns ein bißchen ansehen. Wenn wir durch die Tür treten, werden wir hinter dem Schanktisch eine überaus dicke Frau sitzen sehen, die uns auf unser „Guten Abend“ mit einem freundlichen „Willkommen, meine Herren!“ antwortet. Menschen gibt es hier wie Ameisen, und wenn wir uns in den beiden geräumigen Stuben umschaun, sehen wir nicht einmal so viel freien Platz, daß unser Schatten sich irgendwo niederlassen könnte, davon, daß unsere nicht allzu zierlichen Gestalten einen Sitzplatz fänden, ganz zu schweigen. Die Frau Wirtin, die uns die Unschlüssigkeit, ob wir bleiben oder gehen sollen, ansieht, hebt besorgt ihr drei Zentner schweres Körperchen hoch und ersucht uns, nur noch ein Momentchen zu warten, weil sie gleich ein Plätzchen für uns gefunden haben wird. So wie Hochzeiter, die, was weiß ich, wie angestopft sind, trotzdem noch einen kleinen Platz in ihrem Magen finden, wenn die letzte Torte auf den Tisch kommt, findet uns die fürsorgliche Frau Gevatterin, so überfüllt das Zimmer hier auch sein mag, doch noch irgendeine kleine Ecke, obwohl wir nicht im geringsten Hochzeitstorten ähneln.

Wir bestellen uns einen Krug Bier, natürlich jeder einen; im Nu stehen die Krügel vor uns; aber ein Krügel ist nicht wie das andere, in den Wiener Gasthäusern wird nämlich gewöhnlich ein Glas so bezeichnet, welches ein bißchen größer als ein Seidel und ein bißchen kleiner als eine Halbe ist; aber hier sind die Krüge wirklich aus Steingut, mit einem Zinndeckel, in denen das Bier lange frisch

bleibt, nur daß man nicht sehen kann, welche Farbe es hat. Ein guter Bierkenner erkennt die Farbe auch mit der Zunge, und wir lassen es uns, obwohl wir nicht solche Experten sind, trotzdem schmecken, wie es sich ziemt und gehört, weil es in der Tat gut ist. Wir sitzen noch keine Viertelstunde, da steigt ein junger Mann mit slawischer Tschamara und blauer Slawenweste auf den Tisch, damit ihn alle sehen können, und beginnt mit schallender Stimme vorzutragen:

Laßt die fremden Sprachen, sprecht die eig'ne Sprache,
hoch die Tschechen, lobenswerte Slawen;
pfllegt sie eifrig, nehmt Euch ihrer an;
laßt die fremden Sprachen, sprecht die eig'ne Sprache,
die an Wohlklang viele übertrifft,
die der Väter Seelen in sich birgt! usw.

Wenn er geendet hat, folgt lautes Klatschen, und gleich darauf stimmt einer an: „Auf, auf, ihr Slawen!“, und die ganze Gesellschaft singt wie aus einem Mund. Daraufhin trägt wieder ein anderer irgendein Gedicht vor, dann wird wieder gesungen, und so geht es fast bis Mitternacht, bis diese wackeren Patrioten sich verabschieden. Während des Singens und Vortragens hat sich die Frau Gevatterin öfter unter die Gäste gemischt, um nachzusehen, ob es niemandem an etwas mangelt, und hat uns dabei immer schnupfen lassen, wie es in Wien der Brauch ist; sie selbst schnupft nicht. Beim Fortgehen wünscht sie uns eine gute Nacht und lächelt so süß, daß wir, als wir draußen sind, nicht wissen, wer schöner lächelt, der Vollmond am Himmel oder sie.

Es gibt noch mehr Gasthäuser in Wien, wo unsere Landsleute zusammenkommen, aber keines hat einen so rein slawischen Charakter wie dieses, weswegen wir sie mit Schweigen übergehen können.

III. DIE „BESEDY“

Opavský besedník, Nr. 27, vom 30. August 1861

Wie wir schon früher anführten, war „Beseda“ die Bezeichnung für jede, zum Beispiel „ad hoc“ improvisierte Unterhaltung. Damals gab es in Wien noch keine tschechischen Vereine. Für uns Männer ist es leicht, uns von allem etwas abzuschneiden! Wenn wir einander

etwas erzählen wollen, gehen wir ins Kaffeehaus, in eine Gastwirtschaft und in neuester Zeit auch ins Abgeordnetenhaus; aber die armen Frauen! Die Ehegesponsinnen liegen ihren Männern ohnehin genug in den Ohren, daß sie die Hälfte ihres Lebens in Wirtshäusern und Cafés versitzen, und dann sollten sie selbst hingehen? So manches Mannsbild würde sich denken: Bleibt bei Eurem Kochlöffel; und der eine oder andere würde sich vielleicht nicht genieren, diesen unhöflichen Gedanken laut zu äußern. Ein Fräulein kann diese Orte zu häufigeren Begegnungen mit ihresgleichen schon gar nicht in Anspruch nehmen. Sind die armen Wiener Slawinnen folglich zu völliger Einsamkeit verurteilt? O, durchaus nicht, der Herrgott hat sich ihrer erbarmt, und siehe, sie treffen sich bei Jausen zu ein bißchen slawischem Tratsch; und Herr Rosa hat sich ihrer erbarmt, und siehe, er begann „Besedy“ und Abendunterhaltungen zu veranstalten, damit sich nicht nur drei, vier, sondern alle Wiener Slawinnen zusammenfinden könnten, ihre Meinung sowohl über neu erschienene Bücher und Büchlein, als auch über neue Moden auszutauschen, und auch, um mit diesem sündigen männlichen Geschlecht ein bißchen zu plaudern.

„Besedy“ werden entweder von einem Unternehmer ausgerichtet oder von mehren Herren und Jünglingen, die zu einem „Unterhaltungskomitee“ zusammentreten. Am meisten „Besedy“ und Lustbarkeiten hat, soviel ich weiß, Herr Rosa veranstaltet (der noch – in Neudorf? – lebt, es wäre angebracht, wenn er ein paar seiner Erinnerungen für uns aufzeichnete); und es ist auch für niemanden leichter als für ihn, so eine Sache in die Hand zu nehmen. Er kennt alle berühmten Musiker, und auch die nicht berühmten, gute und schlechte Sänger, lustige und ungeschickte Deklamatoren, und ist selbst ein guter Sänger und er wäre auch ein guter Vortragskünstler, wenn es bei uns nicht die verfluchte Regel gäbe, daß man auswendig vortragen muß; wenn er daheim, ich weiß nicht, wie gut lernt, beim Auftritt vor dem Publikum entfleucht ihm immer irgendein Verschen, was ihn beim Rezitieren aber keineswegs beirrt: Entweder er lächelt pfffig, als wisse er, was er verschwiegen hat, wolle es aber nicht sagen, oder er schaut finster drein und verzieht sein Gesicht in einer Weise, daß der Zuhörer sich diesen verlorenen Vers hinzudenken kann, oder er entschädigt uns mit einer kunstvollen Handbewegung doppelt für die paar Wörter, die er auf den Boden fallen lassen hat.

Schon zwei Wochen vor der „Beseda“ beginnt für Herrn Rosa ein wahrlich höllisches Fegefeuer; da muß er noch zu Herrn Bláha gehen, damit er bei der „Beseda“ auf dem Waldhorn bläst, hier zu Herrn Král, einem begnadeten Geigenspieler, dort muß er wieder die Sänger für den Chor auftreiben und selbst mit ihnen üben; er eilt zu Herrn Burgerstein, damit dieser bei der „Beseda“ ein paar seiner Deklamationsstücke vortrage, und einer der besten Wiener Sänger ist noch für einen Soloauftritt zu gewinnen. Für sich selbst braucht er auch ein paar Deklamationsstücke, und bei der ganzen übrigen Arbeit muß er sie noch dazu auswendig lernen. Am vorletzten Tag vor der „Beseda“ läßt ihm der Geigenspieler ausrichten, daß ihm der Finger weh tut, der Sänger schreibt ihm, daß er heiser geworden ist, und unser Märtyrer muß abermals andere Künstler gewinnen, was gewiß nichts Leichtes ist, wenn wir bedenken, daß es erstens Künstler sein müssen, zweitens Tschechoslawen und drittens solche Leute, die sich nicht beleidigt fühlen, daß Herr Rosa sie nicht schon früher aufgefordert hat, an der „Beseda“ mitzuwirken.

Sie werden doch nicht meinen, daß Herrn Rosa bereits nichts mehr zu tun bleibt? Er muß noch die Einladungen und Eintrittskarten drucken lassen und sie in vornehmere Häuser selbst hintragen, dann mit dem Besitzer eines Gasthauses die Lokalität vereinbaren und schließlich bei der hohen k. k. Polizeidirektion um die Genehmigung der Unterhaltung ansuchen und ihr die Abschriften der Texte vorlegen, die gesungen oder vorgetragen werden sollen. Sie sehen, ein gewöhnlicher Mensch wäre nicht imstande, das alles zu erledigen, Herr Rosa jedoch schafft alles, und wenn wir den „Beseda“-Saal betreten, heißt er nicht nur uns, sondern überhaupt jeden Gast mit einem fröhlichen und charmanten Lächeln willkommen. Der Beginn ist für sieben Uhr abends festgesetzt, aber die Gäste treffen so langsam ein, daß man nicht vor acht beginnen kann. Der Männerchor, der als erster auftritt, könnte ein bißchen lauter und stärker sein, aber der Mangel an diesen Eigenschaften darf nicht Herrn Rosa als Fehler angerechnet werden, denn die Hälfte der Sänger, die ihm gestern zuverlässig zugesagt hatten, ist daheim geblieben, und wenn Herr Rosa daran nicht verzweifelt, haben auch wir kein Recht zu verzweifeln. Dann folgen abwechselnd Gesang und Deklamation, Klavier- und Geigenspiel, Waldhornblasen; die Gäste sitzen um die Tische herum und lassen sich diese künstlerischen Gustostückerln gottesfürchtig schmecken,

wobei es allerdings manchmal auch vorkommt, daß beim herrlichsten Flüstern der Geigensaiten auf einmal ein Messer erklirrt, das vom störrischen Knochen eines unschuldigen verblichenen Kalbes abgerutscht ist, – und sofort ist von allen Seiten, wo die andächtigen Verehrer des Violinspiels sitzen, die sich gerade nicht mit Kalbfleisch oder ähnlichen sündhaften Dingen befassen, ein tadelndes Zischen zu hören. – Nach Beendigung des Konzerts geht erst das wahre Vergnügen los; wackere Jünglinge drehen sich um noch jüngere Fräuleins, prostern einander zu, schließen neue Bekanntschaften, trinken Bruderschaft, und wenn schließlich das schöne Geschlecht zum Großteil schon aufgebrochen ist, werden im Chor „Auf, auf, Ihr Slawen!“, „Ich bin Slawe mit Leib und Seele“ und andere patriotische und Liebeslieder angestimmt.

Voller Freude, daß die „Beseda“ gelungen ist, geht Herr Rosa hin und her, drückt Bekannten die Hand und verspricht, bald wieder eine „Beseda“ zu veranstalten, die noch schöner sein wird, und von der er die Hälfte des Reinertrags irgendeinem wohltätigen Zweck zuführen wird.